

Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Mittwoch, 19. August 2020 · Nr. 191 · 241. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 4.90 · €4.90

Weissrusslands Opposition organisiert sich neu

Lukaschenko sieht Umsturzversuch

mac. Moskau · Weissrusslands Protestbewegung ist am Dienstag vor allem in der Breite angewachsen. Im ganzen Land fanden Kundgebungen statt, am Abend versammelten sich erneut Tausende in Minsk. Viele Betriebe nahmen am landesweiten Streik teil. Allerdings zögerten viele Arbeiter offensichtlich, bei der Arbeitsniederlegung mitzumachen. Betriebsleitungen übten Druck auf sie aus, indem sie mit Entlassung oder anderen Konsequenzen drohten; Solidaritätskundgebungen und die Schaffung von Härtefall-Fonds schienen nur bedingt Wirkung zu entfalten. In einigen Städten des Landes klagten Arbeiter darüber, zur Teilnahme an Demonstrationen von Regime-Anhängern gezwungen worden zu sein.

Es drohen Konsequenzen

Gleichzeitig gaben sich die Gegner des Regimes eine bessere politische Organisation. Am Abend stellten sie in Minsk den am Vortag bekanntgewordenen Koordinationsstab vor, der die weiteren politischen Schritte entwickeln soll, mit dem Ziel, baldmöglichst freie Neuwahlen herbeizuführen und auf friedlichem Weg die Macht von der bisherigen Führung um den Langzeitherrscher Alexander Lukaschenko auf einen neugewählten Präsidenten zu übertragen. Eine wichtige Stimme scheint der wegen kritischer Äusserungen am Montag entlassene Direktor des Janka-Kupala-Theaters, Pawel Latuschko, innezuhaben, ein früherer Kulturminister und Botschafter in verschiedenen europäischen Ländern.

Lukaschenko bezeichnete die Schaffung des Rats während einer Sitzung mit Ministern und hohen Funktionären als Versuch der Opposition, die Macht zu ergreifen. Dagegen werde im Rahmen des Gesetzes vorgegangen. Es gebe genügend Möglichkeiten, den Mitgliedern des Gremiums den Kopf zu kühlen. Über die Betroffenen äusserte er sich abschätzig.

Das verwundert nicht: Die Personen, die sich zur Mitarbeit bereit erklärt haben, sind meist langjährige Regierungskritiker oder von Lukaschenko abgefallene frühere Funktionäre oder Unternehmer. Es machen aber auch die Abgesandten streikender Betriebe mit. Bedingung dafür ist die Anwesenheit in Weissrussland. Die Opposition will dem Vorwurf des Regimes entgegenreten, sie werde aus dem Ausland gesteuert.

Einnischung von aussen?

Lukaschenko beschwor erneut die Gefahr äusserer Einmischung in die inneren Angelegenheiten herauf. Die Truppen an der weissrussischen Westgrenze seien in Gefechtsbereitschaft. Die Bedrohung sei real. Bereits am Wochenende hatte er sich unter diesem Vorwand der Unterstützung des russischen Präsidenten Wladimir Putin versichert. Der Kreml und das russische Aussenministerium stimmten am Montag in diesen Chor ein. Die Bedrohung aus dem Westen ist eine Chimäre, könnte aber Lukaschenko und Putin als Vorwand für mehr russischen Einfluss dienen. In Telefonaten mit der deutschen Kanzlerin Merkel, dem französischen Präsidenten Macron und EU-Rats-Präsident Michel warnte Putin vor auswärtiger Einmischung.

International, Seite 3



Die Kabarettistin Lisa Eckhart eckt mit ihrer Unverblümtheit an.

PAULA WINKLER

«Ich bin eine der Letzten, die Satire machen»

Lisa Eckhart über Furchtlosigkeit in mutloser Zeit

ces. · Ihre Auftritte, in denen sie gesellschaftliche Missstände rechts wie links durch den Kakao zieht, sind grosses Kino: Die in Deutschland lebende gebürtige Steirerin Lisa Eckhart hat sich im Alter von nur 27 Jahren bereits an die absolute Spitze des deutschsprachigen Kabarett gespielt. Dass manche Kritiker ihrem Werk Unsittlichkeit und Unmoral unterstellten, sei «ein grobes Missverständnis von Kunst, eine Unfähigkeit, Ambivalenz auszuhalten», sagt Eckhart im Interview mit der NZZ.

Die Künstlerin erklärt im Gespräch, weshalb sie nun nicht am Hamburger Literaturfestival Harbour Front teilnimmt, wo man sie erst aus- und dann wieder einlud. Sie hätte dort mit ihrem Romandebüt «Omama» an einem Erstlings-Wettbewerb teilnehmen sollen. Nachdem Kritiker ihr vorgeworfen hatten, antisemitische Klischees zu bedienen, bekamen die Veranstalter kalte Füsse. Das eigentliche Problem dabei sei, so Eckhart, dass die ästhetische Debatte in einem solchen Klima der Einschüchterung nicht mehr stattfinden könne.

Die Kabarettistin sah sich nach diesem öffentlichen Streit, der in Deutsch-

land die Debatte um Demokratie und Meinungsfreiheit erneut befeuerte, prompt von der AfD unfreundlich umarmt. Von dieser distanzieren sie sich nicht zuletzt deshalb, weil die Partei sich für «absolute Meinungsfreiheit» einsetze, was sie nicht befürworte. Was Ostdeutschland anbelange, habe sie «schon einen kleinen Patriotismus entwickelt», sagt die Kabarettistin, die in Leipzig lebt. Der Osten erscheine, von Gesamtdeutschland aus betrachtet, «ein bisschen wie der kleine Bruder, der mal auf den Kopf gefallen ist, weil er fallen gelassen wurde».

«Ich bin eine der Letzten, die Satire machen», sagt Eckhart von sich, und zur Satire gehöre eben die Verstörung wie die Heiterkeit. Aber: «Nicht milde zu sein, spricht ja nicht gegen Respekt.» In «Omama», der in diesen Tagen erscheint, erzählt sie die Geschichte einer Grossmutter. Dazu Eckhart: Es werde gerade in Zeiten der Pandemie viel über die Alten gesprochen und wenig mit ihnen. Was aber «sowieso ein Merkmal dieser Zeit ist, die sich gerne im Namen von jemandem empört», ohne diesen allerdings zu Wort kommen zu lassen.

Feuilleton, Seite 27

Bern will im Streit um Zypern vermitteln

Cassis bietet im Erdgaskonflikt die Guten Dienste an

Der Aussenminister will zwischen Ankara und Athen eine Lösung ermöglichen. Und stösst damit zumindest in der Türkei auf offene Ohren.

TOBIAS GAFAFER, VOLKER PABST, ISTANBUL

In der Schweiz war der Besuch des türkischen Aussenministers Mevlüt Cavusoglu bei seinem Amtskollegen Ignazio Cassis vergangene Woche lediglich eine Randnotiz wert. Doch dann sorgte die Nachrichtenagentur Reuters am Freitagmittag mit einer Meldung für Aufsehen. Demnach sagte Cavusoglu, die Türkei stimme dem Vermittlungsangebot der Schweiz im Konflikt im östlichen Mittelmeer grundsätzlich zu.

Eine Sprecherin des Auswärtigen Amtes (EDA) äussert sich auf Anfrage zwar diplomatischer. Bundesrat Cassis habe lediglich ein früheres Angebot der Guten Dienste bekräftigt. Die Schweiz sei mit Blick auf die zunehmenden Spannungen im östlichen Mittelmeer bereit, zu einer friedlichen Lösung der Konflikte beizutragen, wenn dies alle beteiligten Parteien wünschne. Ob ein Dialog stattfinden könne, sei Gegenstand von weiteren Abklärungen.

Zustimmung Athens steht aus

Gemäss Recherchen der NZZ gehen die Bemühungen von Cassis aber weiter, als der Schweizer Öffentlichkeit bis anhin bekannt war. Der Aussenminister hat Cavusoglu am Freitag nicht nur angeboten, im Konflikt um die Erdgasreserven im östlichen Mittelmeer und in Zypern zu vermitteln. Diplomatenkreise bestätigen auch, dass die türkische Seite positiv auf das Schweizer Angebot reagiert habe. In den nächsten Tagen will Bern die Fühler nach Athen ausstrecken.

Dass die Zustimmung Athens aussteht, erklärt auch, weshalb das EDA zurückhaltender ist als Cavusoglu. Griechenland signalisierte zwar früher einmal, dass es grundsätzlich an den Guten Diensten der Schweiz interessiert sei. Aber seither hat sich der Konflikt verschärft. Neben Athen müssen auch Nikosia und die türkisch-zyprische Seite eingebunden werden.

Das Schweizer Angebot bezieht sich gemäss Diplomatenkreisen auf die Zypernfrage als Ganzes. Wenn der Themenkreis, über den die Parteien reden wollten, aber eingeschränkt werden müsse, solle im Vordergrund stehen, wie die Einnahmen aus den Erdgasvorkommen verteilt werden.

Die ungelöste Zypernfrage spielt in diesen komplexen Streit im östlichen Mittelmeer mit hinein. Die zyprische Regierung hat in ihrer Wirtschaftszone Bohrlicenzen an internationale Rohstofffirmen vergeben. In zwei Feldern wurden bisher Gasvorkommen entdeckt. Ankara erkennt die von Zypern beanspruchte Zone jedoch zu grossen Teilen nicht an. Einerseits weist die Türkei der sogenannten «Türkischen Republik Nordzypern», die nur von ihr als eigenständiger Staat anerkannt wird, im Norden und Osten der geteilten Insel eine eigene Wirt-

schaftszone zu; diese überschneidet sich mit jener der Republik Zypern. In ihrer Wirtschaftszone haben die Staaten unter anderem das exklusive Recht, Bodenschätze auszubeuten.

Zudem erhebt Ankara vor der Westküste Zyperns auch eigene Ansprüche. Die Türkei vertritt den Standpunkt, dass Inseln nur eine Wirtschaftszone von zwölf Seemeilen zustehe – eine Minderheitsmeinung im internationalen Seerecht. Im vergangenen Jahr drangen türkische Erkundungs- und Bohrschiffe in die zyprische Wirtschaftszone vor, um den eigenen Anspruch zu markieren. In der vergange-

Als Vermittlerin prädestiniert

Kommentar auf Seite 9

nen Woche schickte Ankara zudem Schiffe in ein umstrittenes Gebiet, das südlich der griechischen Insel Kastellorizo liegt.

Die Türkei spricht Zypern das Recht ab, ohne Einigung mit den Türkisch-zyprischen Bohrlizenzen zu vergeben. Eine Lösung des Zypernkonflikts soll somit Vorbedingung für die Ausbeutung der Bodenschätze vor den Gewässern der Insel sein. Im Grunde geht es der Türkei aber, wie im gegenwärtigen Konflikt mit Griechenland, darum, sich als grösster Anrainerstaat ein Mitspracherecht in der Region zu sichern und dieses nötigenfalls auch zu erzwingen.

Die Schweiz versucht schon länger, sich im Zypernkonflikt ins Spiel zu bringen. Seit Cassis' Angebot an die beteiligten Staaten von 2019 hat sich die Lage jedoch zugespitzt. Frankreich, das im Streit um Erdgasreserven auf der griechischen Seite steht, hat sich jüngst in den Konflikt eingeschaltet. Präsident Emmanuel Macron hat angekündigt, die französische Militärpräsenz in der Region auszubauen.

Aktivere Rolle der Schweiz

Die Gemengelage im östlichen Mittelmeer ist somit höchst komplex. Die Schweiz bringt mehrere Vorteile mit, die sie zur Vermittlerin prädestinieren. Sie ist neutral und weder Mitglied der EU noch der Nato. Zudem hat Bern mit den Guten Diensten viel Erfahrung, obwohl ein grosser Vermittlungserfolg wie im algerischen Unabhängigkeitskrieg weit zurückliegt.

Eine erfolgreiche Mediation im östlichen Mittelmeer hätte eine andere Dimension als die Schutzmandate, die in den vergangenen Jahren im Vordergrund standen. Damit nimmt Bern für Staaten, die ihre Beziehungen abgebrochen haben, konsularische und diplomatische Aufgaben wahr. Meist beschränken sich Letztgenannte auf Briefträgerdienste.

Falls es zwischen der Türkei, Griechenland und weiteren Parteien zu Gesprächen kommen sollte, nähme die Schweiz eine aktivere Rolle wahr. Sie spielte bereits beim letzten Anlauf zur Lösung des Zypernkonflikts eine prominente Rolle. Nach mehrjährigen Verhandlungsrunden scheiterte in Crans-Montana 2017 allerdings der bis anhin aussichtsreichste Versuch, die Teilung Zyperns zu überwinden.

Jo Langs Sicht auf die Schweizer Demokratie hat viel mit seiner eigenen Biografie zu tun **SEITE 28**

Die Zürcher Schauspielerin Luna Wedler steht bereits mit 20 Jahren im internationalen Rampenlicht **SEITE 29**

«Erst muss Verstörung sein»

Ist die Kunst von Lisa Eckhart unmoralisch? Claudia Schwartz hat die Kabarettistin und Autorin dazu befragt. Diese erklärt im Gespräch zudem, was sie von der AfD hält und wie es sich als Österreicherin ohne Kaiser in Ostdeutschland lebt

Lisa Eckhart, wir haben drei Standardfragen. Dieter Nuhr hat sie freundlicherweise auch schon beantwortet. Ich habe sie ein bisschen angepasst für Sie. Wir überprüfen damit Kabarettisten, um zu entscheiden, ob wir überhaupt mit ihnen reden wollen. Ich hoffe, das ist okay? Sie überprüfen Kabarettisten?

Ja. Zum Beispiel mit der Frage: Was halten Sie von Antisemitismus? Aha (lacht leise). Gelinde gesagt nicht viel. Und ich glaube, das bedarf keiner weiteren Erklärung.

Richtig. Darf man Witze über Umweltschutz machen? Man kann Witze über Umweltschützer machen. Das ist, glaube ich, ergebnisreicher.

Wie halten Sie es mit der AfD, die Sie gerade umarmt und sich solidarisch mit Ihnen erklärt hat, nachdem Sie beim Literaturfestival Harbour Front in Hamburg eingeladen wurden? Zum einen zeugt das Plakat wieder mal von einem völligen Mangel an Ästhetik. Ich glaube, dass man mir damit auch eins reinreiben wollte.

Ist solche Stillosigkeit nicht eher authentisch für die AfD? Und zweitens? Zweitens ist es doch sehr lustig, weil darüber stand: «Linke zerstören Deutschlands Freiheit.» Es amüsiert mich schon zutiefst, wenn mein Gesicht das Symbol der deutschen Freiheit sein soll. Das sollten die Deutschen vielleicht nochmals grundsätzlich überdenken. Drittens habe ich kein sonderliches Bedürfnis, mich von diesen Leuten zu distanzieren, weil jeder weiss, dass ich mit denen nicht das Geringste gemein habe. Die AfD setzt sich für absolute Meinungsfreiheit wie für direkte Demokratie ein, und für beides bin ich nicht zu haben.

Was stört Sie an direkter Demokratie? Ich weiss, das ist jetzt schwierig zu verstehen für Sie als Schweizerin. Aber wir Österreicher sind ein monarchistisches Land. Wir könnten das nicht wie Sie. Wir brauchen den Kaiser.

Sie haben eine Masterarbeit zum Motiv des Teufels in der Literatur verfasst. Molière war der Ansicht, dass die Hölle in gesellschaftlicher Hinsicht weit interessanter sei als der Himmel. Dem würde ich vollends zustimmen. Und man muss auch vorsichtig sein, dass wir hier nicht den Himmel auf Erden kreieren, weil das langweilig werden würde, glaube ich. Aber Molière geht ja in seinem Zitat von Menschen aus, die frei von jeder Sünde sind und dementsprechend flach. Das gleiche grundsätzliche Problem sehe ich in der Kunst. Mir scheint, die Kunst darf alles, der Künstler darf nichts. So redet man sich jetzt irgendwie raus. Und ich bin nicht davon überzeugt, dass die besten Menschen auch die beste Kunst machen.

Beim Literaturfestival Harbour Front in Hamburg wurden Sie aus- und jetzt wieder eingeladen. Warum mögen Sie da jetzt nicht mehr hin? Sie haben schon einmal den Fehler begangen, quasi populistisch der Stimme des Volkes nachzugeben, als man gegen mich war. Ich möchte auch nicht, dass man der Stimme des Volkes nachgeht, wenn sie für mich spricht. Das ist ein Wettbewerb mit Fachjury, und ich möchte, dass das gefällt die einzige Autorität ist, auf die da gehört wird.

Kann denn die Kulturszene noch Meinungsverschiedenheiten aushalten? Andersdenkende auszugrenzen, scheint gerade zum Normalfall zu werden.



«Ich bin eine der Letzten, die Satire macht», sagt Lisa Eckhart über sich. PAULA WINKLER

Ja, dass meinem Werk Unsittlichkeit oder Unmoral unterstellt wird, das beweist schon ein grobes Missverständnis von Kunst, eine Unfähigkeit, Ambivalenz auszuhalten. Und das greift natürlich um sich, dass die ästhetische Debatte überhaupt nicht mehr stattfindet. Das ist schon bedenklich, vor allem, wenn in Zukunft für Literaturwettbewerbe Künstler nicht mehr nach dem Werk ausgesucht werden, sondern nach dem Kriterium, wer derartig uninteressant ist, dass es höchstwahrscheinlich keinen Skandal geben wird. Dann wird es wirklich düster aussehen.

Beinflusst Sie so etwas?

Nein, also so ein Ereignis wird es nicht tun. Ich wehre mich auch sehr dagegen, mich jetzt in irgendetwas einzuschränken oder in einem Anfall von Trotz infantil um mich zu schlagen. Ich glaube auch, dass da jeder ähnlich ist. Man hat mich auch schon gefragt, ob ich ein dickes Fell hätte. Ich glaube, dickes Fell ist genauso Humbug wie schwere Knochen. Ich gebe mich einfach nicht in die sozialen Netzwerke. Dann stünde es weitaus schlechter um meine geistige Gesundheit, die jetzt völlig intakt ist.

Wie lange kann das Kabarett noch überleben?

Ich glaube, dass Kabarett nicht verschwinden wird. Aber es wird sich ein wenig wandeln. Es werden dort Sachverhalte erklärt werden, es wird eine Sittlichkeit stattfinden, die eigentlich nicht dort ihren Platz hat, sondern auf dem politischen Parkett.

Sie haben einmal gesagt, Sie würden sich mit keinem deutschen Kabarettisten einlassen, weil Sie sich da nur herunterschließen. Ist das männerfeindlich? Es ist kabarettistenfeindlich. Ich möchte es darauf beschränken.

Sie identifizieren sich mit dem Kabarett? Durchaus. Ich glaube, ich am allermeisten. Ich würde sagen, ich bin eine der Letzten, die Satire macht. Ich frag mich nur manchmal, was die anderen tun.

Sie haben gerade Ihren ersten Roman unter dem Titel «Omama» herausgebracht. Was war die Intention dafür, die Geschichte einer Grossmutter zu erzählen? Sonderlich originell ist es nicht, zugegeben.

Das habe ich nicht gesagt.

Das sage ich. Jetzt, wo uns langsam die Zeitzeugen ausgehen, peitscht ja jeder nochmals seine Grosseltern klapprig ans Diktiergerät, um die letzten Erinnerungen aus ihren Körpern zu brechen. Deswegen habe ich mich natürlich auch schuldig gemacht, wollte aber in dieser Tradition doch etwas anders machen.

Sie reflektieren da Themen aus Ihrem Programm, wenn die Oma zum Beispiel sagt, Antisemitismus sei ein «Wimmelbild ohne Lösung».

Ja, da werden verschiedene Arten des Rassismus durchgespielt und nachgeschaut, welcher Generation welche Art des Rassismus entspricht und wie sich das im Laufe der Zeit so entwickelt hat. Und wie eine Frau dieser Generation mit poli-

tischer Korrektheit umgeht und sie natürlich da ein williger Mitspieler ist, weil sie sofort die politisch korrekten Begriffe annimmt, die Vorurteile aber verlustfrei in jedem neuen Begriff mitnimmt, was zur Euphemismus-Tretmühle führt.

Muss man das als Angriff auf die österreichische Gesellschaft lesen, die ja nicht berühmt dafür ist, offensiv Vergangenheitsaufarbeitung betrieben zu haben? Nein. Beziehungsweise, wenn die Österreicher das als Angriff empfinden, dann suhlen sie sich mit Genuss darin, wir haben ja Paradebeispiele von Nestbeschmutzern. Und die Publikumsbeschimpfung wird hier – mehr denn woanders, scheint mir – sehr goutiert. Also: Das ist eigentlich die grösste Schmeichelei, die ich dem Österreicher machen kann, wenn ich ihn beschimpfe und angreife.

Was bedeutet Ihnen Österreich als Heimat? Definitiv mehr, seit ich weg bin. Aber jetzt haben wir so eine Fernbeziehung. Das hält die Liebe frisch. Wir müssen nicht den Alltag miteinander leben, Österreich und ich, wo sich diese Liebe sehr schnell abnutzen würde. Und so genieße ich das sehr, für zwei, drei Wochen hier zu sein, wo man sich heiss und leidenschaftlich liebt und dann aber zum Glück auch wieder verabschiedet.

Braucht es Distanz für ein unbelastetes Heimatgefühl? Das macht es nicht weniger belastet. Aber ich würde sagen, Distanz braucht es immer zur Heimat. Und vor allem zu sich selbst. Von mir halte ich mich noch mehr fern als von meinen Kritikern.

Sie leben in Leipzig. Ist das eine Art Rückzug? Sie waren zuvor in Paris, Berlin.

Ja, das ist definitiv ein Rückzug in die etwas kleinere Stadt. Und obgleich ich Leipzig vorher nicht kannte, habe ich es sehr schnell lieben gelernt und schon einen kleinen Patriotismus entwickelt für den Osten Deutschlands. Die einen werden sagen, es sei rechtsradikal, die anderen werden sagen, es sei kulturelle Aneignung. Es ist weder das eine noch

«Ich habe mich wiedergefunden in dieser Behandlung der Ostdeutschen. Der Osten erscheint ein bisschen wie der kleine Bruder, der mal auf den Kopf gefallen ist.»

das andere. Aber ich habe mich ein bisschen wiedergefunden in dieser Behandlung der Ostdeutschen. Der Osten erscheint von diesem Gesamtdeutschland aus betrachtet, das bald dreissig Jahre Einheit feiert, ein bisschen wie der kleine Bruder, der mal auf den Kopf gefallen ist, weil er fallen gelassen wurde. Das habe ich da schon wiedergefunden, dieses Belächeltwerden, das fand ich als Österreicherin schon charmant, etwas wiederzuerkennen in diesem Umgang.

Sie schreiben in Ihrem Buch: «Das Milde darf nicht heissen, dass man milde wird gegen die Alten.» Was halten Sie denn von Liedern, welche die Oma als Umweltsau beschimpfen?

Nicht milde zu sein, spricht ja nicht gegen Respekt. Ich habe in den letzten Monaten eigentlich nie Respekt gesehen, sondern eine Respektlosigkeit, eine Pauschalisierung der Alten als Umweltsäue, als Sexisten, Rassisten, die nicht rauskommen aus ihren traditionellen Denkmustern, und dann in der Corona-Pandemie als absolut schutzlose Risikogruppe, die nicht das Recht auf eine eigene Stimme hat. Und die extrem ungünstig auch angegangen wird, wenn die Senioren sich dagegen wehren und sagen: Diese letzten Monate, die uns noch bleiben, werden wir nicht in Angst verbringen. Da wurde viel im Namen der Alten gesprochen, aber mit ihnen sehr wenig, was aber sowieso ein Merkmal dieser Zeit ist, die sich sehr gerne im Namen von jemandem empört. Und die wirklich Betroffenen genauso wenig zu Wort kommen lässt wie zuvor.

Manche sagen, Corona sei eine willkommene Strafe für die Alten, weil die den Jungen die Rente wegnähmen und den Klimawandel verschuldeten. Das, was Sie sagen – die Oma muss weg –, das zeugt auch von extremer Geschichtsfeindlichkeit, die sich jetzt auf die noch Älteren gestürzt hat, nämlich auf die Statuen. Das war eigentlich schon so ein kleiner Vorläufer eines fundamentalistischen Putzfilms. Der natürlich nicht so schlimm ist, wenn es um Statuen geht statt um echte Menschen. Ich weiss nicht, wie diese Leute ihr Projekt einer besseren Welt mit solchen inhumanen Aussagen vereinen können. Deswegen war mir das sehr wichtig in dem Buch, dass die Alten sehr autonom sprechen und handeln dürfen.

Wie wichtig ist Empathie?

Sie geht zunehmend verloren, habe ich den Eindruck. Und das Tragischste an dem Ganzen ist, dass sie im Namen des Guten bewusst unterdrückt wird. Etwa, wenn man von kultureller Aneignung spricht und Menschen aus Rücksicht nicht fragt, woher sie kommen. Was da postuliert wird, ist die Unfähigkeit, sich in jemand anders hineinzuversetzen. Die Folge ist eine Vereinzelung, eine typisch neoliberale Entsolidarisierung, die da gepredigt wird unter dem Deckmantel der Korrektheit.

Wie gehen Sie mit der Gefahr um, bewusst missverstanden zu werden?

Es war ein eklatantes Beispiel, als ich den schwelenden Hass gegen Asiaten im Zusammenhang mit Corona thematisierte. Meine Aufforderung lautete, jetzt nicht auf die loszugehen, zumal man nicht wissen könne, wo anfangen, man sehe ja überall nur Schlitzaugen: zum einen Asiaten und zum anderen die Menschen, die Asiaten mit verkniffenen Augen anschauten. Was mit beschämender Eindeutigkeit gegen diesen Rassismus gesprochen hat. Die Schlagzeile war dann aber: «Eckhart sagt «Schlitzaugen»». Da sehe ich einen Unwillen, zu verstehen und zu begreifen. Dort, wo diese Menschen sich hinbegeben, kann ich sie gar nicht abholen. Da möchte ich mich auch nicht rechtfertigen.

Was wünschen Sie sich von Auftritten?

Man muss sich hüten mit dem Ziel, auf die Bühne zu gehen, etwas zu bewirken. Da macht man sich sehr schnell unglücklich damit. Es wäre einfach schön, wenn ich ein wenig Heiterkeit versprühen könnte. Aber erst muss Verstörung sein, sonst wäre es keine Satire.

Lisa Eckhart wurde 1992 in der Steiermark geboren und ist in Graz aufgewachsen. Sie studierte Germanistik und Slawistik in Paris und Berlin. Gerade erschienen ist ihr Romandebüt «Omama» im Zsolnay-Verlag, Wien. 284 S., Fr. 36.90.